

(Nachdruck verboten.)

## Die Mutter.\*)

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.  
Erster Teil.

I.

Jeden Tag zitterten und brüllten in der räucherigen, bligen Luft über der Arbeitervorstadt die Töne der Fabrikdampfpeife, und dem Ruf der Dampfkraft gehorchend, kamen aus den kleinen grauen Häusern mürrische Leute, die ihre Muskeln durch Schlaf nicht hatten erfrischen können, gleich erschreckten Schaben geschäftig auf die Straße gelaufen. In der kalten Dämmerung schritten sie auf der schmalen ungepflasterten Straße zu den hohen Steinkäfigen der Fabrik, welche die Menschen mit gleichgültiger Zuversicht erwartete und ihren schmutzigen Weg durch Duzende fetter, gelber, quadratförmiger Augen erleuchtete. Der Schmutz saßte unter den Füßen, als bedauere er spöttisch etwas. Schrille Rufe verschlafener Stimmen erklangen; hitziges, böses Schimpfen durchschnitt die Luft, während dumpfe Töne: schwerer Maschinenlärm und unzufriedenes Knurren des Dampfes den Menschen entgegentönten. Mürrisch und streng schimmerten die hohen schwarzen Schornsteine, die gleich dicken Stöcken über der Vorstadt in die Höhe ragten.

Abends, wenn die Sonne unterging und ihre roten Strahlen müde auf den Fensterscheiben der Häuser schimmerten, warf die Fabrik die Menschen gleich übriggebliebenen Schlacken aus ihrem Steinschoße aus, und sie schritten wieder die Straßen entlang, rauchgeschwärzt, mit schwarzen Gesichtern, in der Luft den klebrigen Geruch von Maschinenöl verbreitend, mit glänzenden, hungrigen Zähnen. Jetzt klang Lebhaftigkeit und sogar Freude aus ihren Stimmen — für heute war die Buchstabenarbeit beendet, zu Hause harrten Abendessen und Erholung.

Wieder war ein Tag von der Fabrik aufgezehrt, die Maschinen hatten aus den Muskeln der Menschen herausgezogen, was sie nötig hatten. Der Tag war spurlos aus dem Leben ausgelöscht, der Mensch hatte unmerklich wieder einen Schritt zum Grabe getan, aber er hatte jetzt den Genuß der Erholung, die Freuden der räucherigen Schenke dicht vor sich und — war zufrieden.

An Feiertagen schlief man bis zehn Uhr, dann zogen die Soliden und Verheirateten ihr bestes Kleid an und gingen zur Messe, indem sie unterwegs auf die Jugend wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen die Kirche schimpften. Aus der Kirche kehrten sie nach Hause zurück, aßen Kuchen und legten sich wieder schlafen — bis zum Abend.

Die Jahre hindurch aufgehäuften Müdigkeit beraubte die Menschen des Appetits, und um essen zu können, tranken sie viel und reizten den geschwächten Magen mit scharf beizendem Branntwein.

Abends schlenderten sie faul auf den Straßen, und wer Galoschen hatte, zog sie sogar dann an, wenn es trocken war, und wer einen Regenschirm besaß, trug ihn selbst dann, wenn die Sonne schien. Nicht jeder besitzt Galoschen und einen Schirm, wohl aber will jeder den anderen in irgend etwas übertreffen.

Wenn sie einander begegneten, sprachen sie über die Fabrik, über die Maschinen, schimpften auf die Meister — sprachen und dachten nur das, was ihnen nahe war und deutlich mit der Arbeit zusammenhing. Nur vereinzelte Funken ungeschickter, kraftloser Gedanken leuchteten in der langweiligen Dede der Tage auf. Nach Hause zurückgekehrt, zankten sie mit ihren Frauen und schlugen sie oft unbarmherzig. Die Jugend saß in den Wirtschaften oder veranstaltete abendliche Zusammenkünfte beieinander, spielte Harmonika, sang zotige, unschöne Lieder, tanzte, führte garstige Reden und trank. Von der Arbeit erschöpft, wurden die Menschen schnell betrunken, und in der Brust jedes einzelnen erwachte eine ganz unverständliche, krankhafte Erregung. Die forderte einen Ausweg. Sie griffen krampfhaft nach jeder Möglichkeit,

dieses Gefühl der Unruhe zu entladen, fielen wegen unbedeutender Kleinigkeiten mit der freßenden Bosheit wilder Tiere über einander her. Da entstanden dann blutige Zänkereien. Bisweilen endeten sie mit schweren Verstimmungen, selten — mit Totschlägen.

Im Verhalten der Leute gegen einander kam am meisten gerade dieses Gefühl lauernder Bosheit zum Vorschein, das ebenso eingewurzelt war, wie die unheilbare Müdigkeit der Muskeln. Die Leute wurden mit dieser krankhaften Erregung geboren, sie war ihnen von ihren Vätern vererbt, begleitete sie wie ein Schatten bis zum Grabe und veranlaßte sie im Leben zu einer Reihe von Handlungen, die durch ihre zwecklose Grausamkeit abseuerlich waren.

An Festtagen kam die Jugend spät nachts mit zerfissener Kleidung, in Schmutz und Staub, mit zer schlagenen Gesichtern zu Hause an und prahlte böse mit Schlägen, die man den Freunden beigebracht; wenn sie aber ihrerseits von anderen gekränkt war, schrie sie zornig oder unter Tränen über die erlittene Schmach, betrunken und flüchtig, unglücklich und abstößend. Bisweilen geleiteten die Mütter und Väter die Burschen nach Hause. Sie hatten sie irgendwo auf der Straße oder in der Wirtschaft sinnlos betrunken angetroffen, schimpften sie unflätig, schlugen die weichen, durch Branntwein entkräfteten Kinderleiber, legten sie dann mehr oder minder sorgfältig schlafen, um sie frühmorgens, wenn das böse Brüllen der Fabrikpeife als dunkler Strom durch die Luft floß, zur Arbeit zu wecken.

Sie schimpften und schlugen die Kläder aufs heftigste; gleichzeitig erschienen aber die Trunkenheit und das Gezänk der Jugend den Alten als eine ganz gesetzmäßige Tatsache. Als die Väter jung gewesen waren, hatten sie auch getrunken und sich geschlagen, und ihre Mütter und Väter hatten sie ebenfalls geprügelt. Das Leben war immer so — es floß in einem trüben Strom gleichmäßig und langsam Jahr für Jahr dahin und wurde durch feste, uralte Gewohnheiten, Tag für Tag ein und dasselbe zu tun und zu denken, zusammengehalten. Und es schien, als hätte niemand weder Zeit, noch den Wunsch, eine Aenderung zu versuchen.

Manchmal kamen von irgendwoher fremde Leute in die Vorstadt. Zuerst lenkten sie die Aufmerksamkeit einfach dadurch auf sich, daß sie Fremde waren, dann erregten sie durch Erzählungen von den Stellen, an denen sie gearbeitet, ein leichtes äußeres Interesse für sich, schließlich aber ging der Reiz der Neuheit an ihnen verloren, man gewöhnte sich an sie, und sie wurden nicht weiter beachtet. Aus ihren Erzählungen ging hervor, daß das Leben des Arbeiters überall dasselbe sei. Wenn dem aber so war — worüber sollte man sich dann unterhalten?

Bisweilen erzählten aber einige von ihnen fremdartige, in der Vorstadt noch nicht gehörte Dinge. Mit diesen stritt man nicht, sondern hörte ihre seltsamen Reden ungläubig an. Die aber erweckten bei den einen blinden Zorn, bei den anderen dumpfe Unruhe, die dritten endlich beunruhigte ein leiser Schimmer von Hoffnung auf etwas Unklares, und man begann reichlicher zu trinken, um die überflüssige, lästige Unruhe zu unterdrücken.

Wenn die Vorstädter an einem Fremden etwas Ungewohntes wahrgenommen hatten, konnten sie ihm das lange nicht vergessen, und ihr Verhalten gegen einen solchen Menschen, der ihnen nicht glich, war von ganz unverantwortlicher Furcht diktiert. Sie hatten gleichsam Angst, dieser Mensch würde in ihr Leben etwas hineintragen, was dessen trostlos einförmigen, zwar schweren, aber doch ruhigen Verlauf stören könnte. Die Menschen waren daran gewöhnt, daß das Leben sie mit stets gleicher Kraft niederdrückte, sie erwarteten keine Aenderung zum Besseren und glaubten, alle Veränderungen könnten nur den auf ihnen lastenden Druck vermehren.

So zogen sich denn die Vorstädter von Leuten, die ungewöhnliche Dinge sprachen, schweigend zurück. Dann verschwanden diese Leute wieder irgendwohin, oder wenn sie in der Fabrik blieben, lebten sie für sich, wenn sie nicht verstanden, mit der einförmigen Masse der Vorstädter zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Satte man dieses Leben fünfzig Jahre lang gelebt — so starb man.

\*) Die russische Schlußausgabe ist im Verlage von J. Vadschnikow, Berlin, erschienen.

II.

So lebte auch der Schloffer Michail Blassow, ein mürriſcher Mensch mit kleinen Augen, die unter dichten Brauen alles argwöhnisch mit mißtrauischem, bösem Lächeln ansahen. Er war der beste Schloffer in der Fabrik und der stärkste Mann in der Vorstadt. Aber er benahm sich roh gegen die Vorgesetzten und verdiente deswegen wenig. Jeden Feiertag schlug er jemanden lahm, und niemand liebte, sondern alle fürchteten ihn. Man versuchte mehrfach, auch ihn zu verhauen, aber das gelang nicht. Wenn Blassow sah, daß man auf ihn losging, nahm er einen Stein, ein Brett oder ein Stück Eisen, pflanzte die Füße breit auf und erwartete schweigend die Feinde. Sein Gesicht, das von den Augen bis zum Halse mit einem schwarzen Bart bewachsen war, und die mit dichter Wolle bedeckten haarigen Hände flöhten allen Furcht ein. Besonders fürchtete man seine kleinen scharfen Augen, die die Leute wie Stahlbohrer durchbohrten, und jeder, der ihrem Blick begegnete, fühlte ein wildes Tier voll roher Kraft vor sich, das keiner Furcht zugänglich, dafür aber bereit war, unbarbarisch zuzuschlagen.

„Schert Euch fort, Paß!“ sagte er dumpf. Durch das dicke Haar in seinem Gesicht schimmerten die schrecklichen, großen, gelben Zähne. Die Leute gingen auseinander und schimpften feige mit halbtaumelndem Gebrüll auf ihn.

„Paß!“ rief er ihnen kurz nach, und seine Augen glänzten in scharfem Spott, wie ein Priem. Dann ging er, den Kopf herausfordernd hochtragend, mit einer kurzen, dicken Pfeife zwischen den Zähnen, hinter ihnen her und forderte sie ab und zu heraus:

„Nun, wer will dran glauben?“

Das wollte niemand.

Er sprach wenig, und „Paß“ war sein Lieblingswort. Mit ihm benannte er die Vorgesetzten in der Fabrik und die Polzei; dieses Wort brauchte er auch gegen seine Frau.

„Paß, siehst Du nicht, daß die Sohle zerrissen ist!“

(Nachdruck verboten.)

## Die Spitzin.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

Es war merkwürdig, daß von nun an die Nachbarschaft der Spitzin dem Probi völlig widernünftig zu werden begann. Nur schlecht gefügte Bretter trennten seine Schlafstätte von der ihren, und jede Nacht störte sie ihn mit ihrem Gewinsel. Im Kopfe der Alten war ein „Kadel lauset“ worden, sonst hätte sie doch nach einiger Zeit begriffen: Die Jungen sind fort und nie, nie mehr zu finden, und man muß endlich aufhören, nach ihnen zu suchen. Dieses Mal hörte sie nicht auf. Sie schien von einem Tag zum anderen immer wieder zu vergessen, daß sie gestern schon alle Winkel umsonst durchsucht hatte. Sie schnüffelte, sie kratzte an der Tür, scharrte ihr bißchen Stroh auseinander und wieder zusammen, froh hinter den Holzstoß, drängte sich in die Ecke, in der die Werkzeuge lehnten, warf einmal ein paar Schaufeln um und flüchtete voll Entsetzen. Eine Zeitlang war Ruhe, dann trippelte sie wieder herum und suchte und suchte! Und ihr Trippeln weckte ihn, an dem früher die brüllenden Kinderherden vorbeigezogen, ohne ihn im Schlafe zu stören. Wenn er schlief, schlief er, verschlief Hunger und Glend; dazu vor allem brauchte er den bombensfesten Schlaf, um den er plötzlich gekommen war, denn jetzt schraf er auf beim Herumgehen und Schnüffeln der Alten. Und kalte Schweißtropfen liefen ihm über die Stirn in der „Paraden“, der den ganzen Tag die Sonne aufs Dach brannte und in der es so heiß war, daß es in der Hölle nicht heißer sein kann. . . . Ob das auch mit rechten Dingen zugeht, ob nicht etwas Uebernatürliches dahinter stecke? Freilich, der Anton sagt, es gibt nie Uebernatürliches. Aber der Allergescheiteste ist der Anton am Ende doch nicht, und dem Probi ist manchmal sogar vorgekommen, daß er ein großer Esel ist; was man allerdings nicht sagen darf, ohne fürchtbar gedroschen zu werden von ihm und von seinem Vater, Probi weiß das aus Erfahrung.

An den Wegemacherleuten hatte er seinen Meister gefunden, die händigten ihn mit Schlägen und mit Hunger. „Sticht Dich der Haber?“ hieß es bei der geringsten Widersehllichkeit, und von seiner elenden und ungenügenden Ration zog ihm sein Herr die Hälfte ab.

Jeder andere wär schon draufgegangen, sagte er sich selbst; er jedoch wollte nicht draufgehen, er wollte noch viel Zeit haben, um den Menschen alles Böse, das sie ihm angetan hatten, mit Bösem zu vergelten. Daß es auch einige gab, die ihm Gutes getan hatten, war längst vergessen; und was die Schoberrwirtin betraf, die alte Hex, gegen die hegte er einen unversöhnlichen Groll. Warum schenkte sie ihm nichts mehr, die soviel Geld hatte, und sovielen Sachen? Sie wußte gewiß nicht, wohin mit ihrem Reichtum, und gab doch nichts umsonst, wollte gebeten werden, um ein paar armselige Tropfen Milch. Wie sie ihn ansah, wenn er vorüberging. . . . Förmlich herausfordernd: So bitt doch! — Die Krot, di! die konnte warten. Einmal hatte sie ihn gar angesprochen: „Du schaust aus! Wie der leibhaftige Hunger schaust aus! Haft noch nicht bitten g'lernt?“ Er rief ihr ein freches Schimpfwort zu und schritt weiter.

Eine Woche verging. Immer noch hatte die Spitzin sich nicht ganz beruhigt, suchte und schnüffelte immer noch besonders bei Nacht, in ihrem Verschlage herum. So geschah es, daß sie den Probi einst zu besonders unglücklicher Stunde weckte. Er hatte sich so spät erst auf seiner Lagerstätte aus Hobelspanen und schmutzigem Heu hinstrecken können, weil er noch, nach beendetem Arbeitstage, die Ziegen, die der Wegemacher ins nächste Dorf verkauft, dahin hatte treiben müssen. Und auch jetzt noch kein Ende der verfluchten Pladerei, nicht wenigstens ein paar Stunden ungestörten Schlafes? Die Spitzin scharrte und suchte und suchte, und Probi drohte und polterte mit den Füßen gegen die Bretterwand. Sie gab nach, ein Stück von ihr fiel frachend hinüber ins Bereich der Spitzin. Sie stieß ein erschrockenes Gebell hervor, das Kleine winselte, dann war alles still. „Teirel übereinander, wirst jetzt an Fried geben, Rabenviech?“ murmelte Probi und legte sich zurecht und zog die Knie bis zum Kinn herauf, denn so schlief es sich am besten. Aber just jetzt wollte es mit dem Einschlafen nicht gehen, trotz der Stille und trotz seiner Erschöpfung und trotz seiner Schlaftrunkenheit! Allerlei Gedanken kamen einher geschlichen, ganz neue Gedanken, nie von ihm gedachte. Ja, die Spitzin war ein Rabenviech mit ihrer Sucherei, wenn aber seine Mutter auch so gewesen wäre, wie sie, und so rastlos nach ihm gesucht hätte, sie hätte ihn gewiß gefunden; er hätte ja in der Zeitung gestanden, er war angeschlagen gewesen auf dem Bezirksamt. Am End hat sie sich's gar nicht verlangt, ihn zu finden. Die Zigeuner haben ihn am End gar nicht gestohlen, seine Mutter — „die Miserabliche“ — hat ihn ihnen am End geschenkt, noch drauf gezahlt vielleicht, daß sie ihn nehmen. . . . No jo! vielleicht wird sie sich seiner geschämt haben, war vielleicht was hohes, eine Dauerstochter oder eine Wirtstochter. . . . Verfluchter Kuckuck! wenn sie so eine Wirtstochter gewesen wäre, und ihn behalten hätte. . . . Alle Sonntag würd er sich einen Rausch angetrunken haben, und am Montag hält er immer blau gemacht und im Wirtshaus und auf der Regelbahn gerancht, getrunken, geraucht. Ein Götterleben malte er sich aus, als — verfluchtes Rabenviech! die Spitzin nebenan wieder anfing zu stöhnen und zu kraben und ihn aus seinen Träumen riß, die so wonnig gewesen waren. Voll Zorn richtete er sich auf, nahm ein Scheit Holz, trat über die niedergeworfenen Bretter in den Verschlag des Hundes und führte knirschend wuchtige Schläge gegen den Boden, auf dem die Spitzin im Dunkeln ängstlich herumischob. Er sah nicht, wohin er traf, er droß zu nach rechts und nach links, vorwärts und rückwärts und endlich — da hatte er sie erwischt, da zuckte etwas Weiches, Lebendiges unter seinem wütend geführten Sieb. Ein kurzes, klägliches — ein anklagendes Geheul ertönte, gellte grell und förmlich schmerzhaft an Probis Ohr. Es überrieselte ihn. Was für ein seltsames Geheul das gewesen war. . . . „No jo“ — das „Rabenviech“ hat jetzt genug, wird Ruh geben, eine Weile wenigstens.

Er kehrte zu seiner Lagerstätte zurück, kauerte sich zusammen und schlief ein.

Nach ein paar Stunden erwachte er plötzlich. Die aufgehende Sonne sandte einen feurigen Strahl aus, der ihm durch eine Luke in der Tür des Verschlages und durch die Breche in der Wand leuchtend rot ins Gesicht blühte. Er öffnete die Augen und stand auf. Die Spitzin kam ihm plötzlich und recht unbehaglich ins Gedächtnis. Wenn er sie „so“ totgeschlagen haben sollte heute nacht, würde der Wegemacher, der keinen Eingriff in sein Eigentum duldete, schwerlich versäumen, ihn selbst halbtot zu schlagen. „No jo!“ dachte er und fuhr mit den zehn Fingern durch seine stau-

bigen Haare, um die Heuffengel zu entfernen, die sich in ihnen verfangen hatten.

Da rührte sich etwas zwischen den Brettern, da kroch es langsam heran. Die Spizin kroch heran und schleppte ihr Junges im Maul herbei. Sie hatte es an der Nackenhaut gefaßt und benetzte es mit ihrem Blute, denn es floß Blut aus ihrem Maule, ein dünner Faden die Brust entlang. Zu Probi schleppte sie ihr Junges, legte es vor ihn nieder, drückte es mit ihrer Schnauze an seine nackten Füße und sah zu ihm hinauf.

Und ihr Auge hatte eine Sprache, beredter als jede Sprache, die die schönsten Worte bilden kann. Sie äußerte ein grenzenloses Vertrauen, eine flehentliche Bitte, und man mußte sie verstehen. Wie das Sonnenlicht durch die geschlossenen Lider Probis gedrungen war, so drang der Ausdruck dieses Auges durch den Panzer, der bisher jede gute Regung von der Seele des Bubens ferngehalten hatte.

— „Jol jo“ stahl es sich von seine Rippen. Er antwortete ihr, die nun hinfiel, zuckte, sich streckte . . . die er erschlagen hatte und die gekommen war, ihm sterbend ihr Kleines anzuvertrauen.

Probi zitterte. Eine fremde, unwiderstehliche Macht ergriff ihn, umwirbelte ihn wie ein Sturm. Sie warf ihn nieder, sie zwang ihn, sein Gesicht auf das Gesicht des toten Hundes zu pressen und ihr zu küssen und zu lieblosen. Sie war's, die aus ihm schrie: „Jo du! Jo du! — Du bist a Muatta g'west!“ Sein Herz wollte ihm zerpringen, ein Strom von wildem Leid, von qualender Pein durchtobte es und erschütterte es bis auf den Grund. Ein vom himmlischen Schmerze des Mitleids erfülltes Kind wand sich schluchzend auf dem Boden und weinte um die alte Spizin und weinte über ihr Kleines, das sich an seine Mutter drängte und sie antastete und Nahrung suchte an dem früher schon so spärlich fließenden und jetzt gänzlich versiegten Quell.

„s is aus, da kriegst nix mehr,“ sagte Probi, nahm das Hündchen in seine Hände, legte es an seine Wange und hauchte es an; es zitterte und winselte gar so kläglich. „Hunger hast, Hunger hast, no jol no jol!“ — Was anfangen mit dem anvertrauten Gut? „Verfluchter Kuckuck,“ wenn doch noch die Ziegen da wären! Er würde eine melken, er tät's, trotz der schrecklichen Strafe, die drauf steht. Aber die Ziegen sind fort und bis ihm jemand im Wegemacherhaus einen Tropfen Milch für einen Hund schenkt, da kann er lang warten. „Jns Wasser dermit!“ wird's heißen, sobald sie hören, daß die Spizin tot ist.

„Jns Wasser kummt,“ sagte er zum Hündchen, das etwas von dem guten Glauben der Mutter an ihn geerbt haben mußte, es schmiegte sich an seinen Hals, saugte an seinem Ohrfläppchen und klagte ihm seinen Hunger mit Stöhnen und Wimmern.

„No jol —“ er mußte schon, nur wie zu helfen mußte er nicht. Was soll er ihm zu essen geben? Um zu vertragen, was er hinunterschlingt dazu gehört ein anderer Magen als so ein Kleines hat . . . Aber — versuchte Krot! — jetzt kam ihm eine Eingebung, jetzt mußte er auf einmal doch, wie zu helfen wäre. Aber — versuchte Krot! Dieses Mittel konnte er nicht ergreifen — lieber verhungern. Der Entschluß saß eisensfest in seinem oberösterreichischen Dickhädel . . . Freilich dämmerte ihm eine Erkenntnis auf, von der er gestern keine Ahnung gehabt hatte — verhungern lassen ist noch etwas ganz anderes als verhungern. Das Kleine gab das Saugen am Ohrläppchen auf; davon wurde es ja doch nicht satt. In stiller Verzweiflung schlossen sich seine kaum dem Lichte geöffneten Augen, und Probi fühlte es nur noch ganz leise zittern.

Begnügt und schon blickte er zur toten Spizin nieder. Ja, wenn das Junge leben soll, darf man ihm die Mutter nicht erschlagen.

„No, so kumm!“ stieß er plötzlich hervor und sprang aus dem Stall in den Bereich und schritt resolut vorwärts und dem Dorfe zu, bis die Bähne zusammen, daß sie knirschten, sah nicht nach rechts noch links und ging unaufhaltsam weiter.

Noch rührte sich nichts auf den Feldern, erst in der Nähe der Häuser fing es an, ein wenig lebendig zu werden. Ein schlaftrunkener Bäckerjunge schritt über die Straße zum Brunnen, der Knecht des Lohbauern spannte einen dicken Rotzschimmel vor den Streifwagen. Aus dem Tor des Wirtschaftshauses kam die alte Magd, von jener Probis erklärte Freundin. Voll Mißtrauen beobachtete sie sein Herannahen, erhob die Faust und befahl ihm, sich zu packen. Ihn störte das nicht, er ging an ihr vorbei, wie einer, der mit dem

Kopf durch die Wand will. Finster und entschlossen, das Kinn auf die Brust gepreßt, trat er durch die offene Küchentür. Die Wirtin, die am Herd stand, wendete sich . . . „Grad zum Fürchten“ sah der Bub aus, und seine Stimme klang so rau und hatte etwas so Schmerzhaftes, als ob ihr Ton die Kehle zerrisse, durch die er gepreßt wurde:

„Schöberwirtin, Frau Schöberwirtin, i bitt um a Müalch.“

Das war die Wendung in einem Menschenherzen und in einem Menschenschicksal.

## Kleines feuilleton.

### Völkerrunde.

Vegetabilien bei den Naturvölkern. Neben Fleischspeisen aller Art spielt die vegetabilische Nahrung im Haushalte der Naturvölker eine große Rolle. Den Polynesiern liefert solche der Brotbaum, die Kokospalme, die Banane, besonders die Tarowurzel, die zu einem Brei (Poe) bearbeitet wird und besonders auf Honolulu das Nationalgericht für die ärmere Klasse ist; außerdem sammelt man Kräuter, namentlich eine Art von Ampfer, und zur Ebbezeit sieht man Manaten, die Bewohner von Honolulu, in Menge tauchen, schwimmen und waten, um Muscheln, Krabben, Seeetang usw. für die nächste Mahlzeit zu sammeln. Sieben bis acht Monate nimmt man die Brotfrucht frisch vom Baum, um das ledere, mehliges Fleisch zu rösten oder zu baden; für die Wintermonate wird der Teig (Mahei) gesäuert und in einer mit Steinen ausgelegten Grube aufbewahrt. Die Fidschi-Insulaner sollen es verstehen, aus Taro, Brotfrucht, Bananen und Kokosnüssen wenigstens zwanzig verschiedene Arten von Puddings zu verfertigen, die alle sehr wohlschmeckend sind. Die allgemein gebräuchliche Sauce ist Seewasser; jene Stämme, die entfernter vom Meeresufer wohnen, bewahren es in großen Bambusröhren auf. Als besondere Feinheit gilt Seewasser, gemischt mit ranzig gewordenen Kokosnüssen; und selbst Europäer sollen diese stark und widerlich schmeckende Tunke besonders zu Fisch den gewöhnlichen Saucen vorziehen.

Auch dem Afrikaner vermag die vegetabilische Welt die mannigfachen Produkte zu liefern. Im Westen des tropischen Afrika spielt der Maniok unbedingt die Hauptrolle. Dieses nützliche Gewächs wird überall angebaut, seine mächtigen Knollen werden in der verschiedensten Weise zubereitet. Oft ist man sie einfach gekocht oder geröstet, meist aber wird die trodene Wurzel zu Mehl zerrieben und daraus Brei oder das besonders am Kongo übliche Brot, die Kwanga, gewonnen. Letzteres ist eine dicke, zähe Masse, die nach „Quargeln“ riecht, aussieht wie feuchter Lehm, aber für Vorurteilsfreie ganz gut schmeckt und sehr nahrhaft ist. Dazu wird meistens eine Art Spinat aus Menrol- und anderen Blättern gemischt, die mit Palmöl und Pfeffer angemacht wird. Den Nachschick bildet eine aus gehackten Grundnüssen, die wie Mandeln schmecken, und scharfem, rotem Pfeffer hergestellte Mischung. Auch aus den Yamsknollen und süßen Kartoffeln pflegt man durch Aneten und Schlagen recht wohlschmeckenden, zähen Brei herzustellen. Dieser wird meistens dampfend in einem flachen Korbe auf den Boden gestellt, die Hausgenossen lauern sich herum und langen meist mit den Händen, selten mit Löffeln, tüchtig zu. Jeden Bissen tauchen sie in die scharfe Dicksauce und spülen ihn dann, ohne ihn zu kauen, mit einem Schluck Wasser hinab. Im Innern Ostafrikas vertritt das Sorghum, die Regerhirse, die Stelle des Manioks; es wird meist in Form eines roten Breies gemischt. Sehr wichtig ist auch die Banane, die vielleicht als ursprüngliche Nahrungspflanze Ostafrikas zu betrachten ist. Man findet jedoch weniger die Art mit kleinen, süßen Früchten, die sogenannten echten Bananen, sondern häufig die Platains mit großen, in rohem Zustande etwas herben Früchten. Diese werden teils unreif in der Asche geröstet, zu Mehl zerrieben und zu Brei gekocht, teils reif gebraten und zu mancherlei, meist sehr wohlschmeckenden Gerichten verarbeitet. An Obst kommen außer den sogenannten süßen Bananen nur Ananas und Tamarinden in Betracht. An der Küste findet man freilich mancherlei treffliche, aus anderen Tropenländern eingeführte Früchte, von denen aber höchstens Papayas und Zitronen wenigstens eine Strecke weit im Innern noch vorkommen. Süßfrüchte sind fast überall bekannt und bilden in manchen Gegenden sogar die Hauptnahrung.

Einen merkwürdigen Siegeszug hat der Reis in neuerer Zeit durch Zentralafrika angetreten. Er folgt nämlich genau der Ausbreitung des Islam von Ost nach West, d. h. daß eine Karte, die die Grenzen mohammedanischer Einflüsse im tropischen Afrika darstellen würde, zugleich auch das Verbreitungsgebiet der Reiskultur zur Anschauung brächte. Die ganzen ungeheuren Gebiete des Sudan und der oberen Nilländer sind dem Reis schon längst erschlossen, der die Westküste Afrikas erreicht hat. Am oberen Kongo hat ihn Tippu-Tip eingeführt. Man pflegt in Afrika vielfach Bergreis und nicht Wasserreis anzubauen, was die Kultur natürlich sehr erleichtert, so daß der Reis als Hauptnahrungsmittel immer mehr an Boden gewinnt. —

### Aus dem Tierleben.

Das Licht der Glühwürmchen. Wir leben jetzt in der Jahreszeit, wo die Glühwürmchen ihre höchste Pracht entfalten, und man kann sie an günstigen Stellen wohl zu Hunderten im Grafe oder sogar auch an den Außenwänden von Gebäuden sitzen sehen und sich an diesem prächtigen Schauspiel erfreuen. Der Techniker sieht mit Reiz auf diese kleinen Tiere, denn ihnen ist von Mutter Natur gegeben, was dem menschlichen Erfindungsgeist in langer Arbeit und sogar mit Hilfe der modernen technischen Hilfsmittel nicht gelungen ist, nämlich die Erzeugung eines Ideallichts, das nur leuchtet und nicht wärmt, so daß keine Kraft verschwendet wird. Die Leuchtkäfer gehören zu drei verschiedenen Gruppen. Am bekanntesten ist unter ihnen die der Lampyriden, zu der das große und kleine Johanneswürmchen (*Lampyrus*) gehört. Diese Familie hat gleichzeitig auch die zahlreichsten Gattungen, die mit Leuchtvermögen begabt sind und wohl über ein Duzend zählen. Seltener ist diese Eigenschaft bei einer anderen Familie der Weichkäfer, den Telephoriden, und bei der Gruppe der Schmiebe, die wegen ihrer Geschicklichkeit, sich aus der Rückenlage emporzuschleppen und so wieder auf die Beine zu kommen, eine große Beliebtheit erlangt haben und aus diesem Grunde auch als Schnellkäfer bezeichnet werden. Die Naturforschung hat gezeigt, daß die Leuchtorgane bei diesen verschiedenen Käfern nicht immer dieselbe Ausgestaltung besitzen; bei den Schnellkäfern, zu denen einer der berühmtesten Leuchtkäfer der Erde, der *Cocujio*, mit wissenschaftlichem Namen *Pyrophorus noctilucus*, in Südamerika gehört, liegt der Leuchtapparat auf der Oberseite der Brustribe. Er besteht gleichsam aus drei Herden, von denen zwei rundlich-obale, feilliche nach dem Tode des Tieres als zwei gelbliche Flecken erscheinen, während der dritte in der Mitte erglänzt. Bei den Lampyriden und Telephoriden, also unseren Glühwürmchen und Weichkäfern, ist das phosphoreszierende Organ dagegen an der Unterseite des Unterleibs gelegen und erstreckt sich dort in der Gestalt von Punkten oder Querbändern über die zwei oder drei vorletzten Abschnitte. *Acloque* erinnert im „*Cosmos*“ daran, daß übrigens schon alte Naturforscher das Leuchten bei einzelnen Insekten beobachtet haben, so namentlich auch an einem Mitglied der durch das alte Aegypten so hoch berühmt gewordenen Käfergattung *Scarabäus*. In der Neuzeit hat dann eine Reihe der angesehensten Naturforscher die Erforschung der Leuchtkäfer weiter fortgeführt. Man weiß jetzt, daß beim Glühwürmchen die Drüsen, aus denen der Leuchtstoff abgesondert wird, aus zwei verschiedenen Zellschichten bestehen, die ihre besonderen Aufgaben haben. Trotzdem aber auch die Chemie herangezogen worden ist und auch einige Aufklärung über die Beschaffenheit der von diesen Drüsen gelieferten Ausscheidungen herbeigeführt hat, ist man doch noch weit davon entfernt, sagen zu können, daß sich das Rätsel dieses sonderbaren Naturlichts dem menschlichen Scharfsinn völlig enthüllt habe. Die Beobachtungen haben auch gezeigt, daß die Leuchtkraft in gewissem Grade unter der Willkür der Käfer steht, die sie verstärken, abschwächen oder sogar nach Belieben ganz unterdrücken können. Gibt das Insekt sich kräftigen Anstrengungen hin, so wird das Licht gewöhnlich glänzender. Geschieht dies Leuchten auch ohne Wärmeentwicklung, so ist doch für sein Zustandekommen eine gewisse Wärme nötig. Eine Temperatur bis zu 50 Grad scheint dem Käfer für seine Lichtentwicklung am zuträglichsten zu sein, während diese bei starker Abkühlung immer weiter abnimmt und bei -12 Grad ganz aufhört. Besonders merkwürdig ist der Nachweis, daß man nach dem Tode des Käfers die Leuchtorgane nochmals ins Glühen versetzen kann, wenn das tote Insekt in eine Mischung von warmem Wasser, Öl und Alkohol gebracht wird. Die eigentliche Entstehung des Leuchtens soll nach den neuesten Forschungen von Dubois zwei besonderen chemischen Stoffen zugeschrieben sein, die als *Duciferin* und *Duciferase* bezeichnet worden sind.

### Physikalisches.

Das Meter und die Lichtwellen. Nachdem das Meter als Grundlage aller Längenmaße in den meisten Ländern der Erde angenommen worden ist, ist es selbstverständlich von äußerster Wichtigkeit, seine Länge mit der allergrößten Genauigkeit festzuhalten. Ursprünglich war das Meter als der zehnmillionste Teil eines Erdmeridians gedacht. Als Normalmaßstab wird in Paris ein Stab aus Platin aufbewahrt, der bei der Temperatur von schmelzendem Eis genau die richtige Länge haben soll. Da nun aber alle anderen Einheiten, die für die Messung zugänglich sind, als noch nicht genau genug betrachtet wurden, hat im Jahr 1882 das Internationale Bureau für Maße und Gewichte den Vorschlag des amerikanischen Professors *Michelson* angenommen, die Länge des Meters nach Lichtwellen zu bestimmen, und zwar wurde dafür die Lichtwelle des roten Strahls aus dem Spectrum des Elements *Cadmium* gewählt. Damals wurden fünf von einander unabhängige Bestimmungen vorgenommen, und Nachprüfungen ergaben, daß ihr Mittelwert bis auf  $\frac{1}{2}$  Millionstel richtig sein mußte. Jetzt haben drei französische Physiker diese Untersuchungen auf Grund desselben Verfahrens, aber mit noch einigen Verbesserungen wiederholt. Das Ergebnis, das sie nunmehr der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt haben, hat erfreulicherweise genau dieselbe Länge des Meters ergeben, wie die Messungen von fünfzehn Jahren. Daraus darf man den

Schluß ziehen, daß sich das Normalmeter in dieser Zeit nicht im geringsten verändert hat.

### Humoristisches.

Der Ausbruch des Krieges findet bei Gelegenheit einer Denkmalsenthüllung statt. Der Fürst verliest eine Kriegserklärung, die er irrtümlicherweise anstatt der offiziellen Festrede dem Konzeptlasten entnommen hat. Der Minister des Auswärtigen erklärt den Volksvertretern, daß er jede Auskunft über die Ursachen des Krieges verweigern müsse, weil dies den diplomatischen Mancen nicht entspreche. Die betreffenden Schriftstücke seien im Geheimarchiv niedergelegt. Am die Vegeisterung der Truppen anzufachen, erhält jeder Soldat einen Phonographen mit in den Krieg. Sofort nach dem Auszuge der Truppen werden in Berlin Triumphbögen errichtet. Die russische Artillerie wird vor Beginn der Schlacht vom Gerichtsbollzieher der feindlichen Macht beschlagnahmt und kampfunfähig gemacht. *Sarah Bernhardt* wird von Kochfort als *Jeanne d'Arc* ausgerüstet, weil sie von ihren Gastspielen her am besten über Deutschland orientiert ist.

Schließlich einigt man sich dahin, den Krieg durch einen Zweikampf der Fürsten zu entscheiden. Metzgermeister dienen als Sekundanten und begleiten die Fürsten in einen Keller. Jeder Fürst bekommt ein scharfes Messer in die Hand. Die Sekundanten entfernen sich. Der Keller wird verbunkelt. Vange Minuten verstreichen. Als man die Tür öffnet, sieht man die Majestäten mit Angstschweiß bedeckt in entgegengesetzten Winkeln des Kellers lauern. Die Fürsten sehen ein, wie gefährlich der Krieg sein kann, und beschließen die Abrüstung.

(Spezialnummer des „Simplicissimus“:  
„Der Krieg der Zukunft“.)

### Notizen.

Im Kleinen Theater findet Donnerstag, den 4. Juli, die Erstaufführung des dreiaktigen Lustspiels „Vater und Sohn“ von *Gustav Ekmann* statt.

Die Erretterin *Schillers*. Im Mannheimer Schlossgarten wurde ein Gedenkstein errichtet, der der Zimmermanns-frau *Anna Hölzel* geweiht ist. Diese wadere Frau bewahrte 1784 *Schiller* vor der Schuldknechtschaft, indem sie seine Schulden zahlte. Diese echte Mäcenatin aus dem Volke hat relativ und vielleicht auch absolut mehr für *Schiller* getan, als so mancher Mäcen von Beruf, der nun in der lakonischen Literaturgeschichte verherlicht wird. Der Gedenkstein trägt die Inschrift:

Aus *Schillers* Mannheimer Zeit

*Anna Hölzel*

der Erretterin *Schillers* aus schwerer Bedrängnis.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung nahm, wie wir ihrem Jahresberichte entnehmen, im Jahre 1906 einen besonders lebhaften Aufschwung. An kleine Volksbibliotheken konnten gegenüber 24 021 Büchern, die 1905 an 610 Volksbibliotheken verteilt wurden, im abgelaufenen Jahre 32 627 Bücher an 718 Volksbibliotheken verteilt werden. Die Verlagsabteilung hat 6 neue Bände gedruckt und auch für die früher erschienenen Bände guten Absatz erzielt. Nur die Abteilung zur Massenverbreitung guter Volksschriften hat nichts Neues im Angriff nehmen können, weil alle verfügbare Kraft von der Stiftung außer für die Tätigkeit der beiden erstgenannten Abteilungen für die Werbung neuer Mitglieder verbraucht werden. Die Zahl der persönlichen Mitglieder der Stiftung ist von 934 auf 2854 gestiegen. Die 790 Ortsgruppenmitglieder sind dabei noch nicht mit eingerechnet. Der schon im vorigen Jahresbericht zum Ausdruck gebrachte Wunsch der Stiftung, sich ein eigenes Haus bauen zu können, hat aus Mangel an Mitteln noch nicht verwirklicht werden können. Im ganzen hat die Stiftung bisher in der kurzen Zeit ihres Bestehens 74 711 Bücher in 49 302 Bänden verteilt. Uebereinstimmend sind die Urteile der Bibliotheken über die vortreffliche Ausstattung der Bücher, insbesondere über die „Dermatoid“-Einbände, die sehr schmund aussehen, in verschiedenen Farben gehalten sind, nicht schmutzen und sich leicht mit Wasser abwaschen lassen. Die Zahl der Bewerbungen kleiner Volksbibliotheken um Zuwendung von Büchern ist übrigens so mächtig gewachsen, daß es der Stiftung kaum möglich gewesen ist, die Hälfte davon zu berücksichtigen. Die Verlagsabteilung hatte bis zum Jahre 1905 15 Bände der bekannten „Hausbücherei“ herausgegeben, darunter die Auswahl von *Goethes* Briefen von *Wilhelm Vode-Weimar* und das „Deutsche Weihnachtbuch“.

Der Hundestaat von Konstantinopel. Eine hübsche Beobachtung aus dem Tierleben teilt Professor *Eduard Meyer* in einer Anmerkung zu einer Abhandlung über die Anfänge des Staates mit, die er in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie veröffentlicht: „Wie weit die Ausbildung organischer Gruppen bei Tieren gehen kann, habe ich vor 30 Jahren in Konstantinopel an den Straßenhunden beobachtet: sie haben sich in scharf gegeneinander abgegrenzten Quartieren organisiert, in die sie keinen fremden Hund hineinlassen und jeden Abend halten sämtliche Hunde eines jeden Quartiers auf einem öden Plage eine etwa eine halbe Stunde dauernde Versammlung ab, mit lebhaftem Gebell. Hier kann man also geradezu von räumlich begrenzten Hundestaaten reden.“